manchen Leser nicht nur nicht entwürdigen, sondern sie ihm im Gegenteil näherbringen. Der Herausgeber (wie schon Birnbaum) erleichtert ihm dies übrigens dadurch, dass er keine Deutungen gibt, sondern die Texte für sich sprechen lässt. Auch bringt es die Quellenlage mit sich, dass sich unter den beschreibenden Zeugen nur sehr selten Ärzte finden. Das entkräftet den beliebten Einwand, es handle sich um «Psychiatisierungen». Deskriptiv fundierte Krankheitsbegriffe erweisen sich als zeitloser als man denkt. – Ein faszinierendes Lesebuch, das Kenntnisse vermittelt und zum Nachschlagen und Weiterlesen anregt. Klaus Ernst

Christian Andree (Hrsg.), *Über Griechenland und Troja, alte und junge Gelehrte, Ehefrauen und Kinder: Briefe von Rudolf Virchow und Heinrich Schliemann aus den Jahren 1877–1885*, hrsg. und eingeleitet von Chr. Andree. Köln, Wien, Böhlau, 1991. 208 S. Taf. DM 48,–. ISBN 3-412-05190-X.

Heinrich Schliemann (1822–1890) vorzustellen, ist kaum nötig. Zu Unrecht weniger bekannt ist der Name von Rudolf Virchow (1821–1902), der in seiner Zeit nicht minder hervortrat und dessen vielseitige Aktivität – in Medizin und Hygiene, in der Politik, in der Urgeschichte – bis heute nachwirkt. Diese Asymmetrie im Nachleben ist letztlich in den Temperamenten beider Persönlichkeiten begründet. Schliemann, als Ausgräber von der einen Passion besessen, der Welt die Realität der Gedichte Homers zu beweisen, war als Mensch egozentrisch und geltungssüchtig, Virchow zwar ebenfalls zielstrebig und erfolgreich, aber nicht auf Publizität aus. Es war denn auch dieser Gegensatz, welcher der hier vorgelegten Briefsammlung bereits nach acht Jahren ein Ende setzte; dass allerdings die Kontakte nicht ganz abbrachen, beweist die 1888 gemeinsam durchgeführte Reise nach Ägypten und Griechenland. Sie beginnt im Januar 1877 mit der Antwort Virchows auf eine Einladung nach Athen durch den bereits weltberühmten Entdecker der Goldschätze im türkischen Hissarlik (wo Homers Troja lokalisiert wurde) und in Mykene. Auch Virchow befand sich zu jener Zeit auf dem Höhepunkt seiner Karriere: er war Leiter des ersten deutschen Institutes für Pathologie in Berlin, Gründungsmitglied der liberalen Fortschrittspartei und aktiver Gegner Bismarcks, engagierter Forscher und Wissenschaftspolitiker in den 1869 und 1870 selbstgegründeten Gesellschaften für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Berlins und Deutschlands. Beide Männer verband trotz aller Gegensätze die gemeinsame archäologische Leidenschaft, auch wenn in der Ausgrabungspraxis Schliemann ausschliesslich nach dem Grie-

chenland der Heroen, Virchow mehr nach dem vorgeschichtlichen Deutschland orientiert war.

Obwohl wegen einer Kontroverse um die Publikationsrechte, die der Herausgeber im Vorwort schildert – ihrerseits ein Dokument deutsch-deutscher Verhältnisse in der Mauerzeit – schliesslich neben den 125 Briefen und Depeschen von Virchows Seite nur zwei von Schliemann aufgenommen werden konnten, ist diese Briefsammlung mitsamt ihrer Einleitung lesenswert: sie lässt in zwei ihrer typischen Vertreter die deutsche Gründerzeit wiederaufleben.

Cornelia Isler-Kerényi

Louis Lewin, *Durch die USA und Canada im Jahre 1887 : ein Tagebuch*. Hrsg. von Bo Holmstedt und Karlheinz Lohs. 2. unveränd. Aufl. Berlin usw., Springer-Verlag, 1990. XX, 212 S. Ill. DM 29,–. ISBN 3-540-52518-1.

Ende letzten Jahrhunderts benötigte es eine gehörige Portion Mutes, die zwölfwägige Schiffsreise von Hamburg nach New York anzutreten. Dort angekommen war jede direkte Verbindung zu den Angehörigen abgebrochen; der Brief blieb als einzige Möglichkeit, Lebenszeichen zu übermitteln. Diesem Umstand, nämlich dem Wunsch, seine Frau Clara an seinen Abenteuern teilhaben zu lassen, verdanken wir heute den lebendigen Reisebericht des Berliner Toxikologen Louis Lewin (1850–1929), der mit seinem Schwiegeronkel und Reisesponsor Julius Warburg während fast zweier Monate Nordamerika durchkreuzte.

Nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Aufzeichnungen enthüllen oft Seiten des Autors, die sich als «Privatcharakter» zusammenfassen liessen. In unserem Fall entpuppt sich sein innerstes Wesen als witzig, ja ironisch, bald von Heimweh gezeichnet, dann wieder rechthaberisch und voller unermüdlichem Wissensdurst. Genussvoll karikiert Lewin seine Reisebekanntschaften und setzt sie in die mit farbigen Wortbildern hingemalte Landschaft. Weit weniger als die unberührte Natur begeistern ihn die Küstenstädte Nordamerikas: Von schmutzigen und widerlichen Kneipen, ekelerregenden Speisen und einer Einwohnerschaft aus herumlungernenden Spekulanten, Maklern und Spielern ist da die Rede. Da der Toxikologe das Opiumrauchen aus eigener Anschauung kennenlernen wollte, besuchte er des Nachts die von über 30 000 Chinesen bewohnte «Chinatown» in San Francisco. Hautnah lässt er Leserin und Leser die düstere und schmutzige Wirklichkeit der chinesischen Opiumabhängigen miterleben.

Dem eigentlichen Reisebericht, den Lewin mit Skizzen und ausgeschnittenen Photographien illustriert hat, ist ein Geleitwort mit Kurzbiographie